

Ian McEwan: „Was wir wissen können“

Sonette und anderer Liebesverrat

Von Julia Schröder

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 21.09.2025

Leben und Forschen nach den großen Katastrophen: Ian McEwan erkundet unsere Gegenwart durch die Brille der Nachgeborenen. Sein Roman erzählt von einer Zukunft, in der vieles verschwunden ist, aber nicht die Leidenschaft von Biografen, Historikern und Archäologen für ihre Gegenstände.

Natürlich, eine alte Handschrift. So könnte, Umberto Ecos „Namen der Rose“ zitierend, das Motto von Ian McEwans neuem Roman lauten. Tatsächlich ist auch „Was wir wissen können“ eine Art historischer Roman in postmoderner Tradition rund um ein verlorenes Manuskript, das es aufzufinden gilt. Allerdings ist die Vergangenheit, in die das Buch eintaucht, nicht das Mittelalter, sondern unsere Gegenwart, aus dem Abstand von gut hundert Jahren betrachtet.

Die Handlung setzt ein am 20. Mai 2119. Der Literaturhistoriker Tom Metcalfe, Anfang vierzig, der an seinem Lehrstuhl die englische Literatur der Jahre 1990 bis 2030 befasst, macht sich auf den Weg in die Bodleian Bibliothek. Seit einer Weile sammelt er Material zu einem sagenumwobenen Ereignis des Jahres 2014.

Altmeisterliche Dichtung auf kostbarem Material

Damals hatte ein Dichter namens Francis Blundy, seinerzeit der zweitgrößte britische Lyriker nach Seamus Heaney, bei einer Abendgesellschaft im kleinen Freundeskreis zum vierundfünfzigsten Geburtstag seiner Frau Vivien einen ihr gewidmeten Sonettenkranz vorgetragen. Ein, wie von Teilnehmern des Abends überliefert wurde, aufwühlendes Meisterwerk, von dem nur eine einzige Abschrift existierte. Wie es dazu kam, schildert Tom folgendermaßen:

„Neben dem Ellbogen lag sein Geschenk, ein großes, rechteckiges Stück Pergament, bei William Cowley in Newport Pagnell gekauft, dem einzigen Hersteller von behandeltem Kalbsleder in diesem Land. In winziger Handschrift und mit schwarzer, haltbarer Tinte hatte Blundy darauf das lange Gedicht übertragen, das in den vergangenen fünf Monaten vielfach von ihm überarbeitet worden war. [...] In einem Notizbuch (datiert 2013/14 in Kiste 110 im Archiv Snowdonia) hatte er sich geschworen, sämtliche Notizen und Entwürfe zu vernichten,

Ian McEwan

Was wir wissen können

Aus dem Englischen
von Bernhard Robben

Diogenes Verlag, Zürich

480 Seiten

28 Euro

damit sein kostbares Geschenk wirklich einzigartig bliebe. Sobald er es vorgelesen hatte, würde er das Pergament zusammenrollen, mit dem Seidenband verschnüren, eine kurze Rede halten und es Vivien übergeben.“

So geschah es. Zu dem in der Tat „kostbaren Geschenk“ muss man wissen:

„Ein Sonettenkranz ist ein eindrucksvolles Unterfangen. Die letzte Zeile jedes Sonetts wird mit der ersten Zeile des nächsten wiederholt. Das fünfzehnte Sonett, der ‚Kranz‘, muss die je erste Zeile der vorhergehenden vierzehn wiederholen und Sinn ergeben. Francis hatte sich für Petrarca's Sonettform entschieden [...]. Schön und schlicht.“

Und dieses Exempel der bekanntesten Gedichtform italienischen Ursprungs ist damals verlorengegangen, das Pergament seit jenem Abend nirgends aufzutreiben.

Wie es sich lebt nach der großen Disruption

Die Suche danach hat Tom sich mit wachsender Leidenschaft zur Aufgabe gemacht. Seine Recherche ist freilich nicht ganz einfach unter den gegebenen Umständen. In den Jahrzehnten zuvor hat sich abgespielt, was unterdessen gemeinhin als „Disruption“ bezeichnet wird, ein Prozess der Zivilisationszerstörung in einer Kette von Kriegen und Klimakrisenfolgen, Nuklearexplosionen und der großen Überflutung von 2042, eines menschengemachten Riesen-Tsunamis. Große Teile der ehemals bewohnten Welt stehen unter Wasser, auch was zuvor Großbritannien war, ist nun ein Archipel versprengter Inselchen.

Einzig verbliebene Weltmacht scheint Nigeria zu sein. Die Menschheit ist dezimiert, die Erderwärmung dank dem Kriegsstaub in der oberen Atmosphäre eingedämmt, den Meeren geht es besser, aber die Radioaktivität ist hoch, das Essen schlecht. Metalle sind Mangelware, und die durchschnittliche Lebenserwartung liegt bei 62 Jahren. Mit diesem Setting ist „Was wir wissen können“ nicht nur ein historischer, sondern zugleich ein Science-Fiction-Roman, allerdings, wie der Autor selbst nicht ganz ernsthaft behauptet, „ohne Science“.

Geübte McEwan-Leser werden sich davon ohnehin nicht täuschen lassen. Immer wieder hat dieser vielfach ausgezeichnete Schriftsteller seine Romane nicht nur mit klassischem Bildungsgut, sondern auch mit akribisch recherchierten Fakten aus dem Reich der Human- und Naturwissenschaften angereichert: Schon „Liebeswahn“ von 1973 hat einen Wissenschaftsjournalisten als Ich-Erzähler und schildert eine folgenreiche psychische Störung, in „Saturday“ von 2005 steht ein Gehirnochirurg im Mittelpunkt, in „Solar“ von 2010 ein Physiknobelpreisträger. In „Maschinen wie ich“ von 2019, der Geschichte des Mordes an einem Androiden, die in einer alternativen Variante der Achtzigerjahre spielt, tritt der Computerpionier Alan Turing persönlich auf und erklärt die Grundlagen künstlicher Intelligenz.

Die Zukunft wird alles von uns wissen

Auch in „Was wir wissen können“ spinnt Ian McEwans literarische Fantasie keine Fäden ins Blaue, sondern verknüpft sich mit evidenzbasiertem Wissen der Gegenwart, von dem aus sie eine mögliche Zukunft extrapoliert. Die des Planeten, aber auch die der

Geisteswissenschaften. Wegen des gestiegenen Meeresspiegels sind viele Bibliotheken und Sammlungen in sichere Höhen umgezogen, einige davon so abgelegen, dass sie kaum noch erreichbar sind. Andererseits funktionieren trotz schraddeliger Hardware die elektronischen Aufschreibesysteme besser denn je:

„Alles, was je durchs Internet strömte, ist wohlbehütet in Neu-Lagos gespeichert und wurde längst katalogisiert. Durch Fortschritte in Quantencomputing und Mathematik wurde alles geknackt, was einst verschlüsselt war. Wie gern würde ich den Menschen vor hundert Jahren durch ein Loch in der Zeitdecke zurufen: Wollt ihr eure Geheimnisse wahren, flüstert sie ins Ohr eures liebsten, vertrauenswürdigsten Freundes. Vertraut nie der Tastatur und dem Bildschirm. Wenn ihr das tut, werden wir alles erfahren.“

Zugängliche Daten, schwer erreichbare Archive

Natürlich wäre Tom aufgeschmissen, hätten die Menschen vor hundert Jahren seinem Rat vertraut, schließlich arbeitet er mit diesen nun zugänglichen Massen an Material. Allein von Francis Blundy sind 219.000 Messenger-Nachrichten überliefert. Wenn Tom jedoch in den papierenen Hinterlassenschaften von Francis und Vivien lesen will, ihren Briefen und Tagebüchern, muss er einiges auf sich nehmen, um von seiner Uni in Südengland nach Nordwest-Wales zu gelangen, denn bevor auch Oxford in den Fluten verschwunden ist, wurden die Bestände der Bodleian Library in neuen Archivgebäuden auf den Bergen des Snowdonia-Nationalparks untergebracht. Dorthin und wieder zurück kommt man mit Leihfahrrädern, Segelbooten und batteriebetriebenen Fähren:

„Die Überfahrt von der Bodleian nach Hause, südwärts durch das Irische Meer, war ziemlich rau, und mir war speiübel. [...] Endlich kamen wir in die ruhigeren Gewässer vom Mündungsdelta des alten Severn, ehe wir nach Osten in Richtung Port Marlborough abdrehten. Als wir anlegten und das bedrückende Summen des elektrischen Fährenmotors schließlich verstummte, war es Mittag. Vier Stunden Verspätung. [...] Mit meiner Karte leaste ich mir ein E-Bike mit Hartholzrahmen und machte mich auf zum Südufer der Insel Marlborough.“

Es folgt eine Dreißig-Kilometer-Fahrt über ungepflasterte Wege, eine weitere Überfahrt mit der Fähre und ein Fußweg von drei Kilometern bis zu seinem Campus.

Hochschullehrer vor desinteressierten Erstsemestern

Als Hochschullehrer versucht Tom, zusammen mit seiner Kollegin und Freundin Rose, desinteressierten Erstsemestern die buchstäblich abgesunkenen Jahrzehnte ihres Forschungsgebiets und die historischen Hintergründe der „Disruption“ nahezubringen. Mit bedingtem Erfolg:

„Sie wollten nichts über lebensfeindliche Meere hören, wollten nicht einmal daran denken. Sie lebten auf und zwischen Inseln. Na und? Vierzehn junge Frauen und Männer hingen in sich zusammengesunken um den Tisch. Sie waren mit den Folgen aufgewachsen, hatten schon ihre Großeltern endlos darüber reden hören. Die Vergangenheit war bevölkert von Idioten. Wen interessiert's?“

Die anschauliche Schilderung dieser Lebenswelt bildet den Rahmen für die Kapitel, in denen Tom nach und nach das Geschehen der Jahre um 2014 rekonstruiert: wie Vivien, eine verheiratete Literaturwissenschaftlerin Jahrgang 1960, um die Jahrtausendwende erst die Gedichte von Francis Blundy, dann den mehr als zehn Jahre älteren Dichter selbst schätzen und lieben lernte, wie die beiden nach dem Unfalltod von Vivians an Früh-Alzheimer erkranktem ersten Mann heirateten und fortan in einer von Francis restaurierten historischen Scheune lebten, sehr weit weg vom Trubel der Großstadt, aber auch von der akademischen Sphäre, in der Vivien gerade erst durchgestartet war. Wie sie sich ohne Murren in den Dienst des großen Dichters stellte und auf ihre eigene Karriere verzichtete. Wie sie nach Francis' Krebstod zu dessen ebenfalls verwitweter Schwester zog und am äußersten Nordwest-Zipfel von Schottland ihre letzten Jahre verbrachte.

Besonders beschäftigt Tom, wie Blundys Sonettenkranz, gerade weil ihn niemand mehr zu Gesicht oder Gehör bekam, in den folgenden Jahrzehnten und den verschiedenen Stadien der großen „Disruption“ zur Zaubertafel wurde: Die einen wollten darin eine von Big Oil unterdrückte Attacke auf die Fossilität erkennen, die anderen das Manifest einer lebenslangen Liebe, wieder andere vermuteten eine Hymne auf die Herrlichkeit der unterdessen verlorenen Natur.

„Für alle Liebhaber der Lyrik aber war es schlicht unwiderstehlich, das Gedicht – oder doch ihre Vorstellung davon – in den Dienst der Gegenwart zu stellen.“

Die Vergangenheit schildern, als wäre man dabei gewesen

Den größten Raum beansprucht die immer wieder neu aufgenommene Schilderung des legendär gewordenen Geburtstagsabendessens, seiner Vorbereitung und seiner Folgen. Als Ich-Erzähler überliefert Tom diese Ereignisse, als wäre er dabei gewesen. Das entspricht einer Herangehensweise, die er auch für seine wissenschaftliche Arbeit anpeilt.

„Ich plante ein Buch über diese Zeit aus ihrer eigenen Perspektive, sie nicht mit historischer oder literarischer Neutralität zu schildern und sie auch nicht durch die beschlagene Brille unseres eigenen Bedauerns zu betrachten. Damit bin ich gescheitert. Die Reue ließ sich unmöglich abschütteln. Mein Ehrgeiz richtete sich darauf, die Zeit zu schildern, als würde ich in ihr leben. Ich würde bei den Blundys wohnen, würde am entscheidenden Abend teilnehmen und so die Geschichte erzählen, eine Reise durch die Jahrzehnte eines verlorenen Gedichts. Und sollte kein Quellenmaterial vorliegen, war es doch gewiss statthaft, begründete Vermutungen über die subjektive Befindlichkeit oder die Gedankenverläufe von Menschen anzustellen, die vor hundert Jahren gestorben waren. Oder war es das nicht?“

Eine Frage, die seine Kollegin Rose mit einem entschiedenen „Nein“ beantwortet. Es sei nicht Toms Pflicht, irgendetwas zu erfinden, als Historiker, auch als Literaturhistoriker sei man allein der Wahrheit verpflichtet.

„Sie zitiert – nicht den heiligen Augustinus, wie ich erst annahm, sondern Wittgenstein, den großen Philosophen des 20. Jahrhunderts –, zitiert ihn falsch und sagt: Wovon man nichts weiß, darüber muss man schweigen. Und wenn nicht, fügt sie hinzu, musst du es wenigstens jedes Mal kenntlich machen, sobald du eine begründete Vermutung anstellst.“

Wie den Graben der Geschichte überwinden?

Mit solchen Diskussionen rührt Ian McEwan an eine Grundfrage der Hermeneutik, wie nämlich verstehend zu überwinden sei, was Lessing den „garstigen breiten Graben“ der Geschichte nannte. Bekanntlich haben wissenschaftliche Methode und Poesie unterschiedliche Antworten auf diese Frage – die Fiktion hat da weitaus mehr Möglichkeiten. Ian McEwans vor drei Jahren verstorbener Kollegin Hilary Mantel etwa ist in ihrer „Wolf Hall“-Romantrilogie über Thomas Cromwell, eine besonders opake Gestalt des 16. Jahrhunderts, gelungen, woran Tom Metcalfe scheitern wird: einer Figur der Vergangenheit so nahe zu kommen, dass wir lesend die vergangene Welt, ihre Gegenwart, durch ihre Augen sehen und nicht durch die Brille der Nachgeborenen.

Dass Tom scheitert, hat durchaus sympathische Gründe: Sein biografisches Interesse an der hingebungsvollen Dichtergattin Vivien wird zunehmend schwärmerisch und nimmt, sehr zum Missfallen von Rose, die er nach jahrelanger On-off-Beziehung geheiratet hat, Züge einer fast erotischen Faszination an, übertroffen nur von den Gefühlen, die er für seine Spezialepoche hegt, die Jahre von 1990 bis 2030, und für all das, was es damals noch gab.

„Sie kommt ohne jede Warnung, diese Nostalgie, heftig wie ein Schlag, auch wenn Nostalgie kaum das richtige Wort für das Sich-Verzehren nach einem Ort sein kann, den ich selbst nie gesehen habe. Ach, dort gewesen zu sein, [...] in jenen einfallsreichen, genialen, lärmenden Zeiten lebendig gewesen zu sein.“

Das ist die Versuchung des Biografen: so tief in seinen Gegenstand eindringen zu wollen, dass man nicht mehr merkt, wie man vielleicht falsch abbiegt oder an der falschen Stelle sucht. Aus gutem Grund zitiert McEwan als Motto des Romans den 1945 geborenen Wissenschaftshistoriker und Romantiker-Biografen Richard Holmes:

„Es geht um jene Art menschlicher Wahrheit, schwebend zwischen Fiktion und Tatsache, wie sie ein Biograf erschaffen kann, wenn er die Lebensgeschichte eines anderen Menschen erzählt und sie dadurch ebenso zu seiner eigenen macht (gleich einer Freundschaft) wie zu einer öffentlichen (gleich einem Verrat). Sie fragt, was wir wissen können und was wir glauben können und letztlich, was wir lieben können.“

Die Frage, „was wir wissen können“, beziehungsweise, was sein Ich-Erzähler Tom wissen kann, beantwortet der zweite Teil des Romans. Ian McEwan erweist sich damit wieder einmal als Plot Twist Artist ohne Skrupel. Ein lang übersehener Hinweis in Viviens Tagebüchern, endlich enträtselt, bringt Tom auf die Spur des verschollenen Blundy-Manuskripts, wie er glaubt. Er und Rose brechen auf zu einer Schatzsuche nach allen Regeln des Abenteuerromans, Segeltörn in gefährlichem Gewässer, Kraxelei und Sich-Verirren in feindlicher Natur sowie anstrengende Grabungsarbeiten inklusive. Doch was die beiden in einer seit hundert Jahren verschlossenen Kiste finden, ist keine Pergamentrolle, sondern die wohlkonservierte 170-seitige Lebensbeichte der Vivien Blundy, gipfelnd in einer Rachetat.

Toms Belohnung ist also nicht der erwartete Sensationsfund, sondern ein gänzlich unerwarteter. Und ein süßes Geheimnis ehelicher beziehungsweise familiärer Natur, das Rose ihm offenbart.

Und dann spricht die Vergangenheit selbst

Wofür genau Vivien sich gerächt hat, an wem und wie, soll hier nicht verraten werden. Aber ihre Aufzeichnungen, ein autofiktionaler Roman im Roman, erzählen eine andere Wahrheit als die von Tom Metcalfe angestellten „begründeten Vermutungen“ und sind angetan, sein Idealbild der freundlich-gelassenen, treuen, geerdeten, kurzum perfekten, aber auch entsagsamen Ehefrau zu schreddern. Geradezu genüsslich bis in die Details gestaltet McEwan die Kluft zwischen Viviens Memoir und dem, was Tom über sie, ihren Mann Francis Blundy und ihren Freundeskreis zu wissen glaubte, was er sich aus all den erhaltenen Mail- und SMS-Nachrichten zurechtgelegt hat – und was ihre Tagebücher offenbarten. Denn auch mit Tagebüchern kann es ja eine eigene Bewandnis haben, wie Vivien schreibt:

„Wie bei den meisten Menschen, die sich auf dem Papier mit sich selbst unterhalten, galt meine Treue der Wahrheit, so wie ich sie zum jeweiligen Zeitpunkt verstand. Würde ich mich in schlechtem Licht zeigen müssen, dann sollte es so sein.“

Ein hehrer Vorsatz, aber angesichts einiger nicht ganz hasenreiner Taten und Ereignisse in Viviens Leben – Affären mit schrecklichen Männern, Lügen, Liebesverrat am pflegebedürftigen Ehemann, Kindstod aus Unachtsamkeit und Beihilfe zum Totschlag – am Ende nicht durchzuhalten, weil

„ich mich besorgt fragte, was nach meinem Tod mit meinen Tagebüchern geschehen würde. [...] Fast unmerklich wurden meine Tagebucheinträge zum Bericht meines besseren Selbst. Ich hätte es abgestritten, aber mit der Zeit hörten die Einträge auf, privat zu sein. Ich hatte einen Leser im Sinn.“

Gemischter Charakter, poetische Wahrscheinlichkeit

Tom Metcalfes Traumfrau Vivien Blundy tritt uns in ihren eigenen Aufzeichnungen als sehr, sehr gemischter Charakter entgegen – und dennoch vollständiger, als ihr verspäteter Verehrer sie porträtieren konnte: als Figur, die in all ihren Schwächen und Verletzungen, ihrem Versagen und ihrer Berechnung Lebendigkeit und poetische Wahrscheinlichkeit gewinnt. Vor allem aber liefert Vivien ihren Blick auf den Sonettenkranz, der noch einmal ganz anderes enthüllt, als ein Jahrhundert lang vermutet und spekuliert wurde. Dadurch rechtfertigt sich auch der zunächst unbeholfen anmutende Aufbau des Buchs in zwei scheinbar auseinanderfallenden Teilen, deren erster doppelt so umfangreich ist wie der zweite.

So ist Ian McEwan wieder einmal ein ebenso kluger wie spannender Roman gelungen, gerade in der Mischung der Genres, im Ineinander der Sujets, in der souveränen Komposition dessen, was sonst oft ängstlich auseinandergehalten wird. „Was wir wissen können“ erinnert an das, was wir gerade noch haben, die menschliche Zivilisation und die natürliche Lebenswelt, die Fundamente unserer Existenz, die uns immer schneller flöten gehen. Damit ist „Was wir wissen können“, bei aller Unterhaltsamkeit, letztlich auch ein Trauerlied. Und nicht nur leidenschaftliche Historiker, Biografen und Archäologen werden einstimmen können in Tom Metcalfes Variante der geschichtsphilosophischen Klage:

„Als Kind hatte ich mir oft vorgestellt, die Vergangenheit müsse noch irgendwo anders als in den Köpfen der Menschen existieren. All das Glück und Leid, die Scherze, Kämpfe, Urlaube,

die Menschen konnten doch nicht einfach verschwunden sein. Sicher gab es die Vergangenheit am Ort ihrer Herkunft noch in einer versteckten Dimension. [...] Ich kannte die vernünftige Erwachsenenantwort – die Gegenwart verschwand auf immer im klaffenden Maul der gierigen Vergangenheit.“